Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 5

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

St. Gallen. Gar viel anders werden sie ja wohl dadurch nicht, daß sie sich in die Lüfte erheben, die Menschen; auch dort hinauf tragen sie ihr altes Wesen, all den Erdenballast, innere Not und Trübheit. Aber es ist doch eine schöne Sache um den fröhlichen Aufruhr unserer Tage ob der ernsthaft begonnenen „Eroberung der Luft", und man wäre wohl mehr blasiert als Philosoph, wollte man den Strom dieser Stimmung von sich ausschließen. Wir machen ohne Bremse mit, doch nicht ohne die weiter blickende Hoffnung, die angenehme Nötigung, immer häufiger zum Himmel aufblicken zu müssen nach Luftschiffen, sei nur eine Vorübung zu Innerlicherem: zu reicherer und allgemeinerer Höhenschau auch im rein Ideenhaften. Da möchte man auch wieder einmal die Massen im Bann eines stolzen Höhenfluges, hoch über all dem Krempel hin, freudig und hoffnungsvoll sich erregen sehen. Erleben wir so was noch bevor wir an der Kasse die Fahrkarte lösen zum Fluge da- und dorthin? Auf den grünen Höhen, die St. Gallen umstehen, waren am Abend des Zürcher Wettbewerbes um den Gordon Bennet-Preis Scharen versammelt, Auslug zu halten nach den Ballons, die in beträchtlicher Ferne, über das Thurgau hin, ihre wesenlosen Pfade suchten. Erregtes Volk in der Tiefe, erregtes Gewölk in den Himmelshöhen; dunkle massige Wolkenschichten, aber auch eine reingefegte Region der seligen Klarheit. Und lautlos, fern, gleichmütig, fast schemenhaft das Geschehen, zu dem all die Stimmen hinaufjubelten, ohne es je zu erreichen: das Hinschweben der Kügelchen über allem Land, über seiner Sonntagsfreude und seinen Alltagsnöten, hoch hinaus zum Bodensee, über ihn weg in deutsche Lande. Dem Blick scheinen etwa ihrer zwei in völliger Nachbarschaft in die Ferne zu schweben. In fieberhaftem Eifer suchen wir Gucker den Himmel über dem Norden ab und wessen Auge, unbewaffnet oder bewaffnet, einen neuen gefangen hat, der lärmt es in den Abend hinaus und rund herum folgt alles Schauen seinem ausgestreckten zeigenden Arm. Die Kinder sind wie toll — ja, euch geht's zunächst an, das Neue da droben, macht der Welt etwas ganz Großes draus! Eine Kraft der Befreiung! Das da droben — es darf nicht einfach hinzukommen zu dem da drunten; es muß auch drunten anders werden und zwar „drin drunten!" Und sei auch wieder da, freudiger Anteil der Menge, wenn große Gedanken über Land und Volk hin in stiller Höhe zur Zukunft hinausschweben!

Oskar Fäßler.

Zürcher Theater. Oper. Wenn in dem letzten Berichte davon die Rede war, daß der schlechte Besuch des „Zigeunerbarons" für die schwindende Popularität der ältern Wiener Operette bezeichnend sei, so hat es sich seither gezeigt, daß es mit der Beliebtheit der „großen Oper" nicht viel besser bestellt ist. Man hatte nach langer Pause wieder einmal den „Propheten" einstudiert. Die Aufnahme, die diese Ausgrabung fand, war wärmer, aber der Besuch des Publikums war nicht stärker als in dem andern Falle. Die Aufführung hätte besseres verdient. Unser Heldentenor, Herr Merter, der früher alle seine Rollen allzugern wagnerisch deklamierte, sang diesmal den Titelhelden mit weicher, ausgeglichener Stimme und verhalf so vor allem den Szenen, in denen er mitwirkte, zu einem schönen Erfolge. Recht warm wird man ja nie bei Meyerbeer; so kunstreich die Maschine montiert ist, man vergißt doch nie ganz, daß alles nur eine Maschine ist. Im übrigen ist freilich zu sagen, daß die Situation unserer Opernbühnen nicht eben leicht ist. Das Interesse an der Oper ist sichtlich im Schwinden, zum guten Teile dank dem fast völligen Versagen der zeit-

genössischen Produktion. Die unnatürliche Proportion der alten zu den neuen Werken hat dazu geführt, die erprobten Kassenstücke so lange spielen zu lassen, bis auch bei ihnen das Haus leer steht: vor einigen Jahren noch waren Vorstellungen von „Carmen", „Faust" 2c. in der Regel beinahe ausverkauft; jetzt bleiben öfter ganze Reihen unbesetzt, und der Beifall ist flauer geworden. Das natürliche Bedürfnis nach etwas Neuem kann man mit Ausgrabungen doch nur ungenügend befriedigen; und wenn zu häufig altes vorgesetzt wird, so zersplittert man dann wieder die Teilnahme der kleinern Gemeinde, die den ältern Opernstil dem neuern vorzieht. Unsere Theaterleitungen können natürlich nichts ausrichten: sie sind nicht schuld daran, daß eine neue Oper, die einschlägt, so selten geworden ist wie ein Chauffeur, der noch nie wegen schnellen Fahrens gebüßt worden ist. Neue Opern einzustudieren, die es im besten Falle zu einem Achtungserfolge bringen werden, kann man ihnen doch nicht zumuten!

So probierte man es denn mit einer Neueinstudierung von „Carmen" nach dem Vorbilde der modernen Schauspielreformen. Man fertigte neue Dekorationen an, die den Raum auf der Bühne so weit wie möglich verengerten (Prinzip der Relief gegen die Guckkastenbühne) und löste die konventionell einheitliche Handlung der Massen in eine Menge Einzelaktionen auf. Manches kam dabei recht hübsch heraus — der vergrößerte Portikus vor der Wache im ersten Akte erlaubte z. B. das Verhör der Carmen in einem geschlossenen Raume abhalten zu lassen; an andern Stellen ließ das allzuviele Drumunddran die Haupthandlung vielleicht zu sehr in den Hintergrund treten. Ein Mißgriff war die Dekoration des Schlußaktes: statt auf einem Platze vor der Arena, wie das Original vorschreibt, spielte sich die letzte Unterredung zwischen Don José und Carmen in einem mit Gestrüpp bewachsenen Burggraben ab, der die Außenseite der Arena bedeuten sollte. Im Realismus der Ausstattung ging man diesmal so weit, daß man den Chor der „gamins" von wirklichen Knaben singen ließ; die Schulbehörde, die sich seit Jahren gegen eine Mitwirkung der ihr anvertrauten Jugend an der bedenklichen Oper gesträubt hatte, hatte endlich mit Stichentscheid des Präsidenten die Erlaubnis gegeben. Die Musik ließ man so bestehen, wie sie für deutsche Bühnen verballhornt worden ist; bloß das unsinnige, von fremder Hand nachträglich eingeschobene Ballett im letzten Akte wurde diesmal gestrichen. E. F.

— Im Schauspiel hatten wir zwei Novitäten, die beide nicht gar viel Tinte wert sind. Die Komödie „Der König" von Caillavet, de Flers und Arène hat sich in Paris einen fabelhaften Erfolg errungen, und solche, die das Stück in Paris gesehen haben, lachten noch bei ihrer Heimkehr über das Vergnügen dieser Aufführung. Der Besuch eines Königs (in Duodezformat) an der Seine steht im Mittelpunkt. Die politischen Machthaber suchen ihm einen Handelsvertrag abzugaunern und wickeln ihn in die Fetthüllen offizieller Höflichkeit ein; ein ehrgeiziger Adeliger und ein streberischer Parvenu möchten des gekrönten Herrn Anwesenheit für ihre privaten Eitelkeiten und Ambitionen ausnützen; der König selbst aber möchte etwas ganz anderes: sich resolut amüsieren die paar Tage lang, die ihm in Paris vergönnt sind. Er ist schon früher einmal die Wege der vornehmen Demimondänen gewandelt, und sein Herz ist noch voll süßer Erinnerungen. Er frischt sie denn auch mit Erfolg auf und gönnt sich noch als Zulage die Frau des Parvenus, eines reichen sozialistisch drapierten Industriellen, dem der König die Ehre seines Besuches erweist, nachdem er von ihm bei dessen Maitresse (eben jener ehemaligen vorübergehenden, nun wieder zu Ehren gezogenen Demimondäne) in unzweideutiger Situation ertappt worden ist. Auch seine eigene Frau entdeckt der Herr Bourdier, der gehörnte Industrielle, in flagranti mit seinem gekrönten Gast. Seine Entrüstung wird mundtot gemacht durch ein Ministerportefeuille, und als Morgengabe kann er

ins Ministerkabinett den unterzeichneten Handelsvertrag mitnehmen.

Viel geistreiche Bosheit wird in dem Stück verstreut; Bonmots fliegen köcherweise herum, jeder der Autoren hat seinen Esprit springen lassen. Fehlt leider nur das geistige, das dramatische Band. Das Stück ist bei Licht besehen höchst liederlich gemacht. Es entgleitet völlig in den Schwank und opfert diesem den Charakter des Lustspiels. Das Amusement bleibt ganz auf der Oberfläche. Man merkt sich ein paar gepfefferte Bosheiten an die Adresse der heutigen republikanischen politischen Verhältnisse in Frankreich; man lacht über ein paar blitzend fassettierte Frechheiten; weiter geht es nicht. An L'amour veille, das Lustspiel von Caillavet und Flers, reicht Le roi nicht von ferne heran. Die Darsteller hielten sich wacker; die Illusion, man sei in Paris, blieben sie uns natürlich schuldig. Ein Zugstück, wie dies in letzter Saison bei Brahm am Lessingtheater der Fall war, scheint bei uns „Der König" nicht zu werden.

Eher könnte das bis zu einem gewissen Grade eintreten bei der zweiten Novität, den „drei Akten" von Hugo Salus „Römische Komödie". Wenigstens war bei der ersten Aufführung im Pfauentheater die Auffnahme eine sehr beifallsfreudige. Der Lyriker Hugo Salus ist zwar keine starke dramatische Potenz; aber sein Thema ist recht amüsant: die Wirrungen und Irrungen, die daraus entstehen, daß ein hübsches Mädel, das zur Bühne Leidenschaft in sich spürt, im päpstlichen Rom des 18. Jahrhunderts aber nicht auftreten darf, weil nur Männer als Komödianten geduldet werden, daß dieses Mädel sich als Mann ausgibt, in Weiberrollen natürlich die größten Triumphe feiert, bald als Mann, bald als Weib Begehrlichkeiten wachruft, schließlich sich entdecken muß und trotzdem glücklich wird. Dieses Thema wird mit artiger Laune in hübschen Versen durchgeführt und mit einer stattlichen Dosis von schwankartiger Komik ausgestattet; dabei leistet Salus freilich auf alle lebendige Menschencharakteristik Verzicht, so daß eine innere Wärme beim Hörer sich nirgends einstellt und nur der Eindruck eines gefälligen Spiels übrig bleibt, ohne tiefere künstlerische Bedeutung.

Das Stück wird frisch und lebhaft gespielt, und da es nur zwei Stunden in Anspruch nimmt, so kann man nachher zu Hause sich durch ein gutes Buch beim Lampenlicht vom Rampenlicht angenehm erholen. H. T.

Basler Stadttheater. Am 20. September war der langersehnte Tag gekommen: neu und schön ist aus den Trümmern des vor fünf Jahren abgebrannten Theaters ein Kunsttempel entstanden, der in seiner schlicht vornehmen Haltung unserer Stadt zur Ehre und Zierde gereicht. Zur Eröffnung war „Tannhäuser" gewählt worden. Der eigentliche Einweihungsakt ging dergestalt vor sich, daß die Schauspielerin Fräulein Rohn-Ressel nach einer kurzen, stimmungsvollen Einleitungsmusik vor den Vorhang trat und einen sinnigen Prolog des Basler Dichters Dominik Müller sprach. Hierauf erklangen die ersten feierlichen Akkorde der Tannhäuser-Ouvertüre. Der Vertreter der Titelpartie, Herr Karl Balta, ist den Bernern kein Unbekannter. Er schien anfänglich unter Befangenheit zu leiden, lebte sich aber immer mehr ein und bot manche schöne Momente; es gelang ihm z. B. die Erzählung der Romfahrt recht gut. Wenn man bedenkt, welch hohe Anforderungen Richard Wagner an den Darsteller des „Tannhäuser" stellt, so kann man sich ja nicht verhehlen, daß sowohl stimmlich als mimisch das Vorbild nicht erreicht wurde; ein abschließendes Urteil über den Sänger kann aber nach dieser einmaligen Leistung nicht gefällt werden. — Fräulein Helene Schütz sang und spielte die „Venus" korrekt, aber etwas kühl. — Die „Elisabeth" fand in Frau Mahling-Bailly eine Darstellerin, deren Erscheinung und Spiel man Lob erteilen muß. Dagegen fehlt ihr bei gewissen Stellen, z. B. im „Gebet", eine gedecktere Tongebung. — Eine sehr tüch-

tige Kraft war Herr Franz Grasegger als Wolfram. Der Chor hielt sich sehr lobenswert. — Orchester und Dirigent (Kapellmeister Becker) verstehen sich schon gut und leisteten Vortreffliches. — Die Inszenierung war prächtig. Brl.

Berner Stadttheater. Oper. Zur Eröffnung der diesjährigen Saison wurde Wagners Fliegender Holländer gegeben. Die Gesamtwirkung der Aufführung wurde gegenüber früheren Jahren wesentlich gesteigert durch die Verstärkung des Männerchores, der diesmal viel Leben und Klang und Stimmung in die Aufführung brachte. Besonders zu Anfang. Im 3. Akte dürfte sich mit des Sanges Freudigkeit auch noch Reinheit und Präzision paaren. Was aber der Eröffnungsvorstellung besonders Relief verlieh, war die Leistung unseres neuen Heldenbarytons, Herrn Max Barth. Zum ersten Male auf unseren Brettern vereinigten sich bei dem Vertreter dieser Partie großes, edles und gebildetes Stimmenmaterial mit künstlerischer Intelligenz und Prägnanz des Ausdruckes. Der junge Sänger hat wohl eine schöne Laufbahn vor sich. Auch die ungemein deutliche Aussprache (in der Vokalisation zwar nicht immer schön) verstärkt den Eindruck seiner Leistung um so mehr, als der Stimmklang durchaus nicht darunter leidet; nur in der Höhe machte sich am Schluß eine leise Ermüdung des Sängers bemerkbar. Neu für Bern ist auch Fräulein Wilschauer (Senta).

Man wird sich wohl an manche Eigentümlichkeit des Klanges ihrer Stimme, an manches Unfertige ihrer Schule gewöhnen müssen. Vor allem daran, daß die hohen Lagen besonders im piano unvorteilhaft von einer sehr schönen Mittellage abstechen. Aber Fräulein Wilschauer besitzt anderseits so viel Geschmack und künstlerisches Gefühl, daß wir an ihr wohl eine gediegene und strebsame Kraft gewonnen haben. Ihre Senta wies manches eindruckvolle Moment, vorstellerisch und gesanglich, auf. Ebenfalls neu war die Besetzung des Erik durch Herrn Eckert. In dieser sehr schweren und dadurch für jeden Uneingeweihten undankbaren Partie konnte der Anfänger nur wenig zur Geltung kommen, bewies aber immerhin gutes Material, so daß, wenn er einst in leichteren Partien an seinen Platz gestellt wird, der Eindruck seiner Leistung wohl günstiger sein dürfte. Unsere neue Altistin konnte man nach ihrer Mary ebenfalls nicht beurteilen. Die übrige Besetzung war die alte.

Das Orchester unter Herrn Kapellmeister Collins Leitung hielt sich gut, alles war korrekt und sicher einstudiert, doch war hier der Gesamteindruck weniger prägnant, denn außer der Ouvertüre hat sich das Orchester zu sehr wenig schwunghafter Anteilnahme aufgerafft — es blieb beim Korrekten. Der neuengagierte Spielleiter, Herr O. Feldner, bewies mit einigen Neuerungen in der Inszenierung kein sonderliches Geschick.

— Der Bettelstudent. (Millöcker.) Sehr hübsche Einzelleistungen waren zu verzeichnen; manch neuengagierte Kraft führte sich vorteilhaft ein, und die alten Kräfte bewährten sich; aber der Eindruck der so volkstümlichen und immer noch zum besten ihrer Art gehörenden Operette litt gewaltig unter energieloser Leitung auf der Bühne und im Orchester. Da wo die Verhältnisse es so gut gestatten wie in Bern, sollten künstlerisch reife Vorstellungen unbedingte Pflicht sein.

E. H—n.

— Schauspiel. Heuchler, Komödie von Shaw. Dr. Harry French verlobt sich mit Blanche, der Tochter des reichen Sartorius. Sartorius hat sein Geld damit erworben, daß er eines der ungesundesten, elendesten Quartiere von London angekauft und nun die Räume für Wucherpreise an die vermietet, die nirgends sonst unterkommen können. Als French das erfährt, will er vom Reichtum seines Schwiegervaters nichts mehr wissen. Blanche fühlt sich dadurch beleidigt und löst das Verhältnis. Am Ende triumphiert aber bei beiden die nackte, bettelnde Liebe über Stolz und Skrupel.

Die Personen des Stückes sind alles Engländer. Die Schauspieler und die Regie

vergaßen das hin und wieder. Es sind dabei Leute, die alle noch etwas von den sozialen Möglichkeiten des Lebens erstreben wollen. Soweit diese Absicht sie nicht daran hindert, sind es vollkommene Gentlemen. Cokane ist ein niederträchtiger Streber; von Lickcheese unterscheidet er sich durch den Mangel an Intelligenz. Sartorius ist ein kalter Rechner. Für seine Handlungen gibt es nur zwei Motive, rücksichtslose Erwerbssucht und Liebe zu seiner Tochter. Herr Kögel vergaß, daß er einen Menschen darstellte, den man fürchtet.

Infolge ihrer „Bildung und Erziehung" ist Blanche eine „junge Dame". Sie ist über das Backfischalter hinaus und noch nicht Weib geworden. Sie ist die Tochter eines Witwers. Die ladylike Form ist bei ihr bloßes Kleid, das notdürftig die Elementarformen ihres Wesens verhüllt. Sie wirft sich French an den Hals und hat dabei das Gefühl, daß sie gegen die angelernten Regeln der Wohlanständigkeit verstoße. Sie provoziert mit aller Gewalt ein Liebesgeständnis und würde nie zugeben, daß sie das getan hätte. Die Einfachheit dieses weiblichen Charakters wird durch eine Beimischung von Hysterie kompliziert. Durch Hysterie werden die einfachsten Charakterzeichnungen verworren. Die Rolle der Blanche hat die englische Schauspielerin Florence Farr kreiert. Fräulein Brosso überraschte mit ihren Leistungen. Wir verdanken ihr eine recht gute Blanche.

Shaw ist in seinen ersten Dramen bloßer Charakterzeichner. Die Handlung ist ihm Nebensache. Das soziale Moment ist ein bloßes Anhängsel. Das Wesentliche ist bei ihm die Psychologie. Und so ist ihm jeder Charakter ein psychologisches Problem. Er läßt die Personen denken und handeln und führt ihr Denken und Handeln auf seinen Ursprung zurück. Indem er das tut, revolutioniert er die Apriorität der Sittlichkeit. Deshalb wirken seine Menschen um so unangenehmer, je wahrer er sie zeichnet. Und wo er das „bête humaine" allzuwahr zeichnet, nennt man Shaw einen Satyriker.

Außer diesem Modernen, führte man noch zwei Klassiker auf, eine etwas zerfahrene „Minna von Barnhelm" von Lessing und eine wohleinstudierte „Maria Magdalena" von Hebbel. Man sollte uns namentlich die bekannten Klassiker nur wohleinstudiert bringen. Die großartige Aufführung der „Maria Magdalena" erwarb der Regie wie sämtlichen Mitwirkenden volle Anerkennung. Herr Kauer spielte den Tischlermeister, Fräulein Langer seine Tochter Klara. W. S.

Intimes Theater. Das Repertoire, das in den letzten 14 Tagen im Intimen Theater gespielt wurde, blieb interessant. Es ist, als flutete plötzlich eine Literaturwelle aus Deutschland nach Bern herüber, und mit Behagen stürzt man sich in die erfrischenden Wasser. Erst jetzt kommt einem so recht zur Klarheit, wie grausam einsam man in Bern im letzten Jahre von modernem Schaffen abseits stand. Kein Wunder, wenn das Intime Theater in der kurzen Zeit, seit der es eine neue Direktion besitzt, sich ein Stammpublikum erworben hat, das bei Premièren das Theater nahezu füllt. Und man geht nie unbefriedigt nach Hause; sagt einem das Stück nicht zu, so konnte man sich wenigstens über die Aufführung freuen. Man hat ein sehr ergötzliches Lustspiel in den letzten Tagen im Intimen Theater gespielt: „Im Klubsessel" von Rößler und Ludwig Heller. Das Stück ist äußerst amüsant. Literarisch wertlos, aber doch von einer solch geistreichen Mache, einer Eleganz und köstlichen Satyre, daß man wirklich seine herzliche Freude daran hat, zumal, wenn die Hauptrollen eine solch glänzende Besetzung erfahren haben, wie dies im Intimen Theater der Fall war.

Sodann ist eine Uraufführung zu verzeichnen, die Anspruch auf alle Beachtung geltend machen kann: Gustav Esmanns „Vor der Hochzeit". Der ominöse Titel, der mit dem Werke selbst nur in loser äußerer Beziehung steht, ist das einzig Geschmacklose an dem Stück. Seine äußere Wirkung ist nicht groß; das Drama ist technisch — namentlich hinsichtlich des ersten Aktes, der nur eine drama-

tisch leblose, zu breit und schwerfällig geratene Exposition gibt — zu unpraktisch, zu gleichgültig gemacht, als daß man eine zündende Wirkung erwarten könnte. Ein prachtvoll geführter Dialog und der tiefe psychologische Gehalt entschädigen jedoch reichlich. Helene Nissen lebte in glückloser Ehe; der Maler Henrik Schmid löst sie aus den ihr warmes, liebesehnendes Herz todeskalt umschlingenden Banden und zwei Jahre leben sie ein Leben der Liebe, der tatenlosen, erdenfernen Liebe, der die Wirklichkeit vergessender Seligkeit. Sie kehren heim. Henriks einziges Bild, das er während der zwei Jahre gemalt, wird von der Ausstellung durch die Jury zurückgewiesen. Henrik erwacht, aufgerüttelt durch seinen Freund: er hat der Liebe seine Kunst geopfert. Und er küßt Helene auf die Stirne, die sich in namenloser Liebe an ihn hängt, und zieht ins Leben hinaus, zum Schaffen, zur Kunst. Ein wunderfeines, stimmungsgewaltiges Stück. In Helene Nissen hat der Dichter eine Gestalt geschaffen, die man mit ihrer unendlichen, zum größten Opfer bereiten Liebe, mit ihrer zarten, ahnenden Seele in lebendiger Erinnerung behalten wird. Fräulein Feldner und die Herren Große und Krampf machten sich unter Direktor Hilperts Spielleitung um eine feine, alles Grobe und stark Aufgetragene vermeidende Wiedergabe verdient. G. Z.

Berner Musikleben. Konzert Stefy Geyer und Fritz Brun. Beide Künstler, deren Einzelleistungen in Bern wohlgeschätzt sind, vereinigten sich am 28. Sept. zur Wiedergabe einer Novität: Der Sonate op. 15 für Klavier und Violine von O. Schoeck. Das Werk, in 3 Sätzen, ist eher heiteren Charakters, prägnant in seiner Thematik, in der Durchführung aber wohl etwas langgesponnen und sehr aus dem Charakter der Themen an sich heraustretend, aber glänzend und fließend gearbeitet. Unsere modernen harmonischen und daraus resultierenden melodischen Übergänge, damit auch die weitergehende Verarbeitung einzelner Motive mögen auf erstes Anhören bei manchem das Gradlinige des alten Stiles vermissen lassen, der Hörer ist zu größerer persönlicher Anteilnahme gezwungen, die ruhige Beschaulichkeit wird gestört. Und dennoch konnte sich wohl niemand dem Zauber entziehen, der von dem Werk und seiner bedeutenden Interpretation ausging. Und dennoch scheint mir an dem Opus noch die letzte Kraft künstlerischen Ernstes und Tiefe und Innerlichkeit in ihrem höchsten Ausdruck zu fehlen. Aber O. Schoeck ist vermöge seines Könnens und seiner Erfindungsgabe wohl auf gutem Wege, und seine Kompositionen sind das rege Interresse wert, das bereits seinem Namen entgegengebracht wird.

Wie immer siegte Stefy Geyer in ihren Solostücken (Händel, Schubert, Bach, Reger, Lully und Hubay) und auch in dem III. Satze aus dem Violinkonzert von J. Dalcroze bewies sie ihr tüchtiges Können, obwohl dieser Vortrag aus künstlerischen Gründen besser weggeblieben wäre. Einmal artete dieser Satz, allein und eben so gespielt, in eine Virtuosennummer aus, und dann ist an diesem Bruchteil der Eindruck und die Wertung des Ganzen unmöglich. E. H—n.

E. Biéler in Lausanne. Der einsame Wege, Bergpfade, wandelnde Künstler tritt uns hier auf einer Wanderung entgegen, die durch sein ganzes eigenes Leben geht. Vom altmeisterlichen Dunkel ins helle Licht der Zeitgenossen und von da, in einer eigentümlichen Verbindung düstrer Farben und forschender Linien, ins nahe Studium des Wallis und der Walliser, hat es ihn unter immerwährender Schwankung und Bereicherung gezogen. Seine meisterlichen Bildnisse gestalten sich zurzeit zu Bildern auch in stark malerischem Sinne, und Anzeichen sind da, daß aus seiner der Menschenschilderung kongenialen Landschaft die ihm eigene, tief sondierende Art, seine langerstrebte, bald hervorgehen werde. —

In der Grenette, dem Saal Biélers gegenüber, findet bis Mitte Oktober die Ausstellung des Waadtländischen Kunstvereins statt. Ein neuer Name, Francillon,

ragt hervor; auch Biéler ist vorzüglich vertreten, wenn mir das Bildnis Rods auch mehr psychologisch als malerisch gelöst erscheint, jedenfalls steht es hinter den neuen und schlichteren Werken zurück. Vorzüglich nimmt sich auch Muret wieder aus; ein Stilleben von Kruzifix und Sträußen, und eine lichtgrüne, linienfeine Landschaft sind indessen vorerst einer großen Tafel (im Stil Ryßelberghès) noch sehr überlegen.

Dr. J. W.

Berichtigung. Infolge eines Versehens sind in der letzten Nummer folgende Druckfehler stehen geblieben, die wir zu entschuldigen bitten.

Seite 101, Zeile 18 von oben, muß es heißen: „und wie immer verbleibe als der Ihrige".

Seite 116, Zeile 10 von oben: Médiocre *et* rampant.

Literatur und Kunst des Auslandes

Ein Treitschkedenkmal. In Berlin fand am 9. Oktober die feierliche Enthüllung des Treitschkedenkmals statt. Wenn in den letzten Jahren ein Denkmal wirklichem Verdienst errichtet worden ist, so ist es der Stein, an dessen Fuß der Name „Heinrich von Treitschke" eingegraben ist. Das Werk, das Treitschke der gebildeten Welt als Frucht umfassendster Wissenschaft und tiefsten Verständnisses geschenkt hat, seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", ist nicht bloß ein äußerst wertvolles Geschichtswerk, es ist ein Kunstwerk, ein Kunstwerk in seiner gewaltigen Anlage wie in seiner glänzenden Durchführung. Aber es ist ein Torso geblieben. Den sechsten Band der deutschen Geschichte, der den krönenden Abschluß bilden sollte, hat Treitschke nie geschrieben. Mehr noch denn als Schriftsteller hat Treitschke als Lehrer gewirkt. Seine Rede übte geradezu suggestive Kraft aus; er verstand es wie kaum ein zweiter flammende Begeisterung in den Herzen seiner Hörer zu wecken. Und eben diese Erweckung zu aktiver Teilnahme, das Aufrütteln aus politischem Indifferentismus — ein Wunsch, der leider auch heute immer und immer wieder ausgesprochen werden muß — betrachtete Treitschke als eine der wesentlichsten Aufgaben, eine Aufgabe, die er, so viel an ihm lag, in wahrhaft glänzender Weise gelöst hat. „Große politische Leidenschaft", spricht er sich einmal aus, „ist ein köstlicher Schatz. Das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Notwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der, groß und einfach, allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt."

Ludwig Knaus, zu seinem 80. Geburtstage. Achzig Jahre bedeuten in unserer hastenden Zeit mehr als früher. Wie groß ist nicht die Entwicklung in Kunst und Wissenschaft in den letzten 80 Jahren, und wie sehr betont gerade unsere Zeit immer das Neue, Originelle. Es ist darum ein Zeichen von nicht geringer Künstlerschaft, wenn wir den achtzigjährigen Meister heute noch zu den unsrigen zählen, wenn seine Bilder heute noch, wie vor Jahren erfreuen und bewundert werden.

Knaus wurde am 5. Oktober 1829 in Wiesbaden als Sohn eines Mechanikers geboren. Sein Vater machte nicht viel von sich reden. Still und eingezogen trieb er seinen Beruf. Seinem Sohn ließ er aber eine gute Erziehung angedeihen, und als er dessen Vorliebe und dessen Geschick für die Skizzierung von allerhand Figuren seiner Umgebung wahr-